

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 21

Artikel: Wie ein Alpknecht den Teufel überlistete
Autor: Ineichen, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sieh, noch brennt das Licht in des Kindes Hand, wie es rainabwärts nach Hause kehrt. Und vielleicht senkt der Vater in dieser Stunde jene Bilder in den aufgeschlossenen Sinn, die uralt und uns ewig teuer sind: jenes Bild der nächtlichen Versammlung auf dem Rütli am See und die Geschichten vom Tell und der Befreiung der Urschweiz; denn das ist der Same, aus dem die wissende und unverlierbare Liebe zu unserm Eigen erblüht, der Same, der wie ein Senfkorn klein scheint und doch zur Lebensführung heranwächst. Kind und Vater schauen dann gemeinsam die Wahrheit, an die in unserer Welt niemand mehr glauben will: dass auch das Kleine gross zu sein und Grosses zu wirken vermag. Das werden sie erkennen, wenn sie von der Schweizergeschichte reden seit der Sagenzeit bis herauf zu uns. Und das kleine Licht in der Laterne und das Höhenfeuer haben sie heute gelehrt, dass es auf die vielen einzelnen Flammen ankommt, dass man, um die Welt zu erleuchten und zu erwärmen, nicht den Weltbrand entfesseln darf, sondern im Herzen und in der Hand ein Flämmchen tragen und auf den Höhen den Lichtschein der Freiheitsfeuer anzünden muss.

Ein Bundesfeiergedicht, das seinesgleichen nicht hat, deutet diesen reinen Sinn des 1. August. Ein Landarzt schuf es, Ludwig Meyer, einer der echten, verborgenen Dichter der Schweiz, und es sei hier herausgehoben aus dem bescheidenen Band von Bergsagen («Im Schatten des Gantrisch», Francke-Verlag, Bern):

Werktüchtig Volk wacht um die Lohe,
Denkt an der Väter Schwur und Schlacht,
Ihr alter Gott wölbt gross die hohe
Mittsommermilde Sternennacht.

Und tastend führt der Einödbauer
Das Söhnchen hin auf seine Egg.
Es irren wundersame Schauer
Lautlos durch Heide und Geheck.

Wo über Bergen, Schrattenflühen
Das Kinderauge staunend sucht,
Mag ringsher in die Seele glühen
Der Alpenheimat Flammenwucht.

Dass von den tausend Feuermalen
Vielleicht der Bub den Funken wahr,
Der glimmen soll und wachsend strahlen
Auf Schweizervolkes Eigenart.

Franz Bäschlin.



Wie ein Alpknecht den Teufel überlistete

Im Jahre 1322 liess Herzog Leopold von Oesterreich den Klosterfrauen im Muotathal die Alp Silbern um den jährlichen Zins eines Rosseisens. Diese mehr symbolische Zinsleistung deutete auf den geringen Ertrag hin, den das Kloster von dieser weltvergessenen Hochalp erwarten konnte. Doch schon im Jahre 1324, so erzählt die Chronik, erhielten die Klosterfrauen im Muotathal von der Alp Silbern einen Saum Milch jährlich. Dieser Ertrag war einem pfiffigen Alpknecht und der Arbeit des Teufels zu verdanken.

Als nämlich das Kloster die Schenkung von Herzog Leopold entgegengenommen hatte, übergab es die kargen Alpweiden einem jungen Alpknecht aus der Talschaft zu Lehen. Der Mann ging im ersten Sommer gleich daran, mit unermüdlichem

Eifer Steine wegzuräumen und dem unwirtlichen Hochland Meter um Meter von Alpland abzugewinnen.

Auch an einem heissen Sommertag des Jahres 1323 war der Alpknecht Heini Suter wieder einmal damit beschäftigt, auf seiner lieben Alp Silbern Steine abzuräumen. Mitten in der Arbeit sah er, wie ein Fremder in grünem Wams, grünen Hosen und einem spitzen Jägerhut mit weisser Feder obendrauf, auf ihn zukam. Heini stutzte und hielt einen Moment in der Arbeit inne; denn Fremdenbesuch war auf der Hochalp Silbern, vier Stunden vom letzten bewohnten Heimwesen weg, eine gar rare Sache.

«Was wirkt, schwitzt und schuftet er da, mein Bruder?» so sprach der Fremde und blinzelte da-

bei aus unruhig gelben Augen, wie sie den Geissböcken ähnlich sind, bald auf die Steine, bald auf den werktätigen Aelpler.

«Das sieht man!» entgegnete Heini und wälzte einen Zentnerstein aus der Alpenmatte.

«Ei, ei», meinte der Fremdling, tat ein paar tänzelnde Schritte und fuhr zu reden fort: «Da will ich lieber Grünhäsli heissen, als Sänger und Zauberkünstler die Welt durchwandern, bei Fest und Gelage mit dabei sein, immer umgeben von lustigem Volk und hübschen Weibern!»

«Das ist bigost ein fideles Leben», meinte Heini, «aber wie der tausend kommt man zu diesem Schick?»

«Ein Leichtes, mein Bruder», erwiderte der Grüne, trat einen Schritt näher zum Alpknecht und lispelte ihm zu: «Lass diese Arbeit sein, zieh mit mir in die Welt, nenne mich deinen Meister und verschreib mir deine Seele . . . dann wirst du über Nacht ein Glücklicher sein!»

Nach diesen Worten ahnte Heini, mit wem er es zu tun hatte, und er sann darnach, den Grünen zu überlisten . . .

«So, so», sprach er gelassen zum Fremden, «vorläufig denke ich nicht daran, meiner Meisterin, der Frau Mutter, den Dienst aufzukünden; die Alp ist mir lieb, ich will sie nicht verlassen und Leben und Freiheit aufgeben. Das ist eine Sache, die man sich überlegen will — aber wenn ihr ein echter und wahrer Zauberkünstler seid, wie ihr euch nennt, dann könnt ihr mir vielleicht zu Handen sein, mit eurer Zauberkunst die Alp da von Steinen zu säubern . . .»

Grünhäsli übersah die steinige Alp, betrachtete sich die Menge der Blöcke und der Gesteinstrümmen und warf auch einen schrägen Blick auf das Alpkreuz, das auf dem Gütsch vor den Hütten stand. Dann meinte er: «Gut, ich will dir behilflich sein, ich will dir die ganze Alp säubern helfen, aber», und dabei deutete er mit dem Daumen auf das Holzkreuz, «als Lohn für meine Arbeit verlange ich, dass das Holz dort umgehauen wird.»

Heini willigte in den Handel ein, freilich nur unter der Bedingung, vor dem Umhauen des Kreuzes noch ein Lied singen zu dürfen. Der Grüne war einverstanden, versprach, bis zum Abend seine Arbeit zu Ende zu führen, um nachher den abgemachten Lohn einzufordern. Grünhäsli setzte sich

alsobald hinter die Arbeit, während Heini sich im milden Alpgras auf den Rücken legte und dem Werken des Seltsamen zuschaute. Der trug mit wahren Hölleneifer die schwersten Blöcke fort, als wären sie Hühnerfedern; und wo sein Fuss sich vorsetzte, verwandelte sich wüster Boden in grünes Weidland.

Ehe die Sonne über den Kamm des Wasserberges gestiegen, war die Alp zu einem Grossteil in Weidland verändert, und der Grüne wirkte immer noch und trug Steine den Tobelzügen zu. Wie aber die Abendschatten in die Täler wuchsen und das letzte Leuchten der Sonne an den Berggipfeln zu verglimmen begann, trat der Grüne zu den Hütten und forderte den abgemachten Lohn, die Beseitigung des Alpkreuzes.

Heini holte in der Käshütte die Volle, jenen runden Holztrichter, durch den man den Alpsegen ruft, und trat damit ins Freie.

«He, He», rief ihm der Grüne zu, «lass diesen Trichter in der Hütte und nimm lieber das Beil mit!»

Der Aelpler aber rief ihm gemütlich zu: «Es wurde nicht vereinbart, wer das Beil trägt; es steckt im Scheitstock hinter der Hütte, bring du es mit, das ist deine Arbeit.»

Als jetzt der Grüne nach den Hütten zurück eilte, sprang Heini in raschen Sätzen zum Gütsch hinaus, hob die Volle an den Mund und begann in singendem Ton über Alp und Weiden zu rufen: «O lobe zu lobe, in Gottes Namen lobet . . .»

Die ersten Töne des Alpsegens hatten kaum dem Echo gerufen, da fuhr der Grüne mit dem Beil von der Hütte her, rannte wütend und mit ungeheuerlichem Lärm aus dem Bereich des frommen Bannrufes und hieb weit, weit oben am Grat, nach rechts und links schlagend, mit dem Beil auf die Felsen ein. Jäh entlud sich ein Unwetter rings um die Alp Silbern, es krachte und tobte von Blitz, Donner und Sturm. Aber der Alpknecht rief mit lauter Stimme den Alpsegen zu Ende, und siehe da: die Alp blieb vom Unwetter verschont. Als die letzten Worte verklungen waren, zündete am Grat ein grässlicher Blitz, Rauch schlug aus dem Boden, und es roch über die ganze Silbern nach Pulver und Schwefel. Dem Unwetter und dem Wüten des Grünen folgte ein friedlicher Abend, und die Nacht war erleuchtet vom Licht der blinkenden Sterne.

Als der Alpknecht nach Wochen mit einigen Freunden an den Grat hinaufstieg, wo der Grüne

das Beil geschwungen hatte, sahen sie, dass die ganze Gegend von dieser Stelle gegen Westen in ein wüstes Karrenfeld verwandelt worden war. Scharfgezackte Felsbuckel mit gähnenden Löchern zogen sich kreuz und quer über die Einöde. Des Teufels Beil hatte den Fels gespalten, und man hiess die Gegend von dieser Stunde an die Twärenen.

Die Alp Silbern aber ist bis auf den heutigen Tag eine blumenreiche Grasalp geblieben, und ihr grüner Saum reicht so weit, als der Betruf der Sennen zu dringen vermag. Was der Teufel auf der Alp Silbern von Steinen gesäubert hatte, vermochte er nicht mehr zu vernichten; und diese Dienstleistung, die indirekt einem Klösterchen zugute kam, ärgert ihn heute noch. Fritz Ineichen.

Nach dem Sommerregen

Noch trieft das Land vom warmen Sommerregen.
Die Blumen in den Gärten beugen sich
zur feuchten Krume tief, in die der Segen
vielfältig tropfend, aufgesaugt entwich.

Doch überm Wald seh ich die Nebel ziehen
und, aufgelöst in eine Wolkenflucht,
enteilen, so wie Nachtgespenster fliehen.
Und dicht daneben in der blauen Bucht,

wo Sonnenhelle kleine Flocken blendet
und sie mit kostbarn, goldnen Rändern säumt,
erscheint jetzt alles Regenleid gewendet,
der Gram zerflossen und hinweggeträumt

aus dieser grün verklärten Sonnenstunde.
Von Tropfen glitzernd streckt sich jedes Ding.
Und über dem zerfallnen Brunnenrande
spielt, flügelrocknend, schon ein Schmetterling.

Hans Mohler

Das Urbachtal

Es hat einen schönen, geheimnisvoll klingenden Namen, aber viele wissen nicht, wo es liegt — was auch begreiflich ist; denn dieses versteinerte und versandete, wasserrauschende Tal, das der Aare bei Innertkirchen einen kräftigen Zuschuss spendet, hat kaum eine dauernd bewohnte Siedelung, und von den steilen Wänden der Engelhörner widerhallt kein Postautodreiklang.

Zu oberst im Urbachtal steht als ein freundliches, mit Fenstervorhängen versehenes Häuschen die Gaulihütte auf einer begrünten Rippe neben dem felsigen Trog, aus dem der Gauligletscher seine Zunge langsam zurückzieht. Ach, dieser Sommer war ja so heiss, dass nicht nur den Hunden, sondern auch den Gletschern die Zunge herausging! Der Gauligletscher aber, der einzige Gletscher der Welt vermutlich, der eine dreimotorige Dakota verschluckt hat und in seinem Leibe tal-

wärts schleppt, scheint auch einmal kleiner gewesen zu sein als heute; denn die Sagen des Urbachtales berichten von schönen Alpen, die eines Tages — und zwar zur Strafe für den schlimmen Lebenswandel einer Sennerin, des «Gauliweibes» — von niederbrechendem Gletschereis und Gestein zugedeckt worden seien. Wenn man überlegt, wie unaufhaltsam der Frost die Gesteine sprengt und wie die Schuttströme unter dem Gesetz der Schwerkraft immer mehr anwachsen, kann man leicht zu Vermutungen kommen, die die Geologen bestätigen: dass vielfach unter Schuttfüllungen Triften, Weiden, ja Seen begraben sind. Einer der bis hoch hinauf gletscherbekleideten Gipfel, die im Kranz das Urbachtal umstehen, trägt den bezeichnenden Namen «Steinlaunenhorn». Dieses Tal hat sozusagen keine richtige Alp; wir trafen ausser einer kleinen Schar junger Rinder denn auch nur